

Mirella Kuchling

Die Engelmacherin von Graz

1. Grazer Bezirkskrimi



edition keiper auf Social Media:



facebook.com/editionkeiper



instagram.com/edition_keiper/



youtube.com/editionkeiper



eMail-Newsletter abonnieren und Sie bleiben über Neuerscheinungen und Veranstaltungen **informiert!**

Einfach QR-Code scannen!



edition keiper
textzentrum graz
Puchstraße 17
A-8020 Graz
www.editionkeiper.at
www.textzentrum.at
T: + 43 316 26 92 98
F: + 43 316 26 92 99
office@editionkeiper.at
gpsr@editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2025
literatur nr. 160
1. Auflage März 2025
Alle Rechte vorbehalten!

Coverfoto: Midjourney
Covergestaltung: Karin Kröpfl
Layout und Satz: textzentrum graz
Autorenfoto: Marija Kanižaj

Koordination Druck: EVERGREEN Media Kft.
Gedruckt in der EU.
ISBN 978-3-3-903575-39-4

 **Das Land
Steiermark**
→ Kultur, Europa, Sport

GRAZ

Mirella Kuchling



**DIE
ENGELMACHERIN
VON GRAZ**



»Gewalt ist die letzte Zuflucht des Unfähigen.«

Isaac Asimov (1920–1992)

All jenen gewidmet, die in ihrem (kurzen) Leben
Gewalt erfahren mussten.

Vorwort

Im Hans Gross Kriminalmuseum der Universität Graz, an dem ich über Jahrzehnte hinweg tätig sein durfte, bilden Abtreibung und Kindsmord eine gut dokumentierte Deliktsgruppe. Es gibt da zum Beispiel ein Tüchlein zu sehen, mit dem eine Mutter ihr Neugeborenes zu Tode brachte, das Abtreibungsbesteck einer Engelmacherin und in einem Glas Aloe Vera; löste man das getrocknete Pflanzenharz in warmem Wasser und trank es, wirkte es abortiv. Freilich war dies auch für die Mutter gefährlich – wie überhaupt jede Methode des Schwangerschaftsabbruchs. Auch die Tötung des Neugeborenen, der Kindsmord, bedrohte das Leben der Mutter, denn sie musste das Kind ja heimlich und meist allein auf die Welt bringen; überstand sie die Geburt und tötete dann das Kind, musste sie Angst davor haben, dass dies entdeckt wurde. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein war der Kindsmord ein qualifiziertes Delikt, wurde also besonders schwer bestraft. Erst die moderne Gerichtsmedizin erkannte das sogenannte postnatale Trauma und billigte der Mutter eine Schuldminderung und damit eine leichtere Strafe zu. Für die Engelmacherinnen, also jene Frauen, die verbotenerweise Abtreibungen vornahmen, galt dies natürlich nicht – ihnen wurde Mord zur Last gelegt, und das meist in vielfachem Falle. Für die Väter der ungewollten Kinder, die die Zeugung nicht selten gegen den Willen der Mütter und bisweilen mit roher Gewalt ins Werk setzten, sah dies freilich zumeist anders aus, sie mussten sich nicht verantworten ...

Soziales Elend, mangelnde Bildung, alltägliche Gewalt und Frauen, die niemanden haben, dem sie sich anvertrauen können, und die sich nicht mehr zu helfen wissen: Abtreibung und Kindsmord öffnen Blickfenster in traurige und trostlose Lebenswelten, die weder strafrechtlich noch historisch gebührend erfasst werden können. Die Literatur aber vermag es, diese Lebenswelten erfahrbar zu machen. Und dafür ist Mirella Kuchling zu danken: dass sie auf hohem Niveau und in ansprechendem, spannendem Stil Erfahrungen, die man selber lieber nicht machen möchte, lebendig werden lässt und das Abgründige im einzelnen Menschen ebenso wie in der Gesellschaft, im Staat und in seinen Institutionen miterleben lässt. Dies ist bei der vorliegenden Thematik nicht ohne Schaudern möglich, und auch wenn es weh tut, darf man davor nicht die Augen verschließen. Denn auch das ist der Mensch. Und in allem Dunkel ist auch immer ein Funke des Lichts zu erahnen, die Hoffnung. Ich wünsche der »Engelmacherin von Graz« eine zahlreiche Leserschaft – sie trägt mehr zum Verständnis der Kriminalgeschichte bei als zahlreiche gelehrte Traktate. Das zeichnet gehaltvolle Literatur aus: Sie verschließt nicht das Auge vor dem Übel, und gerade so vermag sie das Gute zu fördern.

Christian Bachhiesl

Einleitung und Dank

Bei der Recherche zu meinem Buch »Mörderische Frauenzimmer« beeindruckte mich der Fall einer Kindsmörderin im viktorianischen England tief. So sparte ich diesen in meiner Sammlung historischer Kriminalfälle quer durch die Jahrhunderte und Kontinente aus und begann, einen eigenen Roman über die »Babyfarmerin« Amelia Dyer zu schreiben. Sie ermordete zwischen 200 und 400 Säuglinge und Kleinkinder, bis man ihr auf die Schliche kam. 1896 wurde sie in London gehängt. Schließlich stellte sich mir die Frage, ob all dies auch im alten Graz möglich gewesen wäre. Mit Antonia Schreiner habe ich eine Frau zum Leben erweckt, die ihr unheiliges Gewerbe im späten 19. Jahrhundert im Bezirk Gries ausübt und vor dem Hintergrund des Lokalkolorits der steirischen Landeshauptstadt wütet. Realität und Fiktion mischten sich wie von selbst zu einer Figur, die ihrem englischen Pendant in nichts nachsteht. Manchmal musste ich ein wenig am Rad der Zeit drehen, so fand die letzte öffentliche Hinrichtung beim neuen Wiener Galgen historisch betrachtet bereits 1868 statt. In meinem Roman wurde sie aus handlungstechnischen Gründen zeitlich nach hinten verlegt und es ist Antonia Schreiner, die dort als Letzte ihre bösen Taten sühnt. Auch die Wohnstätte des evangelischen Pfarrers wurde örtlich versetzt, damit Antonia Schreiners Tochter Christina ihrem Laster ungestörter frönen kann.

Bei der Entstehung dieses meines ersten Kriminalromans haben mir wie stets meine Familie und liebe Freunde

den Rücken gestärkt und mir die Kraft gegeben, in meinen raren freien Momenten zum Laptop zu greifen und in eine andere Welt zu versinken. Meiner Mutter als treuer Testleserin und Karel Kubinzky, der mir bei einer Frage zum Gasthaus »Schwarzer Bär« weitergeholfen hat, sei extra gedankt. Auch meiner Verlegerin Anita und ihrem tollen Team, darunter meine geschätzte Lektorin Maria. Und natürlich bedanke ich mich ganz herzlich bei meinen treuen Leserinnen und Lesern! Ohne euch wäre dieses Buch nicht geschrieben worden.

Ähnlichkeiten mit verstorbenen oder lebenden Personen sind wie stets rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Mirella Kuchling

Ein blutiges Nachspiel

Ganz vorsichtig kletterte der kleine Hans auf den niedrigen Holzstapel und spähte durch das Fenster in die Stube. Das Licht einer flackernden Kerze erhellte den Raum nur notdürftig. Auf dem schmutzigen Stroh in der Ecke lag eine junge Frau, die sich in den Wehen wand. Zwischen ihren Beinen stand Mütterlein Schreiner und kratzte mit einem Holzsplitter das Schwarze unter ihren Fingernägeln hervor. Immer wieder streifte sie das, was sie da zutage förderte, an ihrem schmutzigen Rock ab, die Gebärende beachtete sie kaum. Erst als der Kopf des Kindes aus dem Schoß stach, bückte sie sich und griff zu. Hans konnte sich nachher nicht mehr genau erinnern, was er alles gesehen hatte: Da war eine Menge Blut gewesen und das Kind hatte mit den Armen und Beinen gestrampelt, als es heraußen war. Die Mutter hatte geschrien und war dann in Ohnmacht gefallen. Wäre Hans nicht taubstumm gewesen, hätte auch er geschrien, allerspätestens, als die Alte das Neugeborene an den winzigen Beinchen packte und seinen kleinen Kopf gegen die Tischkante schlug, auf dem noch die schmutzigen Teller von der letzten Mahlzeit standen.

Hans fiel vor Schreck fast vom Holzstapel, als der Schädel des Kindes barst. Geschockt tastete er mit dem Fuß nach dem Erdboden, brach in die Knie und übergab sich. Währenddessen warf Antonia Schreiner den Leichnam des Säuglings mit geübtem Schwung in einen bereitstehenden Eimer und deckte ein Tuch darüber. Dann goss sie der ohn-

mächtigen Mutter einen Becher eiskaltes Wasser ins Gesicht und schnauzte sie an: »Du hast lange genug hier herumgelegen. Bezahlt hast du, also mach dich davon!« – »Aber das Kind«, stammelte die verstörte Mutter und versuchte, sich notdürftig zu bedecken, »wo ist mein Kleines?« – »Das«, grinste die Alte, »hat gnädigerweise der Sensenmann mitgenommen.«

Als die junge Frau aufschluchzte, setzte sie begütigend hinzu: »Sei froh, war ohnehin unehelich, das Balg. Im Himmel geht es ihm besser als in dieser Stadt. Graz ist auch nicht mehr das, was es einmal war! Also hör auf zu jammern und fort mit dir!« Unter Schmerzen rappelte sich die junge Frau auf, Tränen strömten über ihre Wangen. Auch wenn die Hebamme recht hatte, so war es doch ihr Erstgeborenes und sie hätte es gerne einmal in den Armen gehalten, bevor sie es für immer hergeben musste. Die alte Schreiner schien ihre Gedanken erraten zu haben, denn sie setzte auf ihre unfreundliche Art nach: »Kein schöner Anblick, der Kleine! Hab ihn gleich fortwerfen müssen, ganz krumm war er und hässlich wie die Nacht.« In bösatig lauerndem Unterton fügte sie hinzu: »Möchte nicht wissen, wer der Vater war? Wohl Beelzebub höchstpersönlich!«

Doch die andere hatte sie nicht mehr gehört, sie war so schnell es ihre Schmerzen erlaubten aus der Hütte geflohen und schwor sich, Antonia Schreiner nie mehr Arbeit zu verschaffen. Die knarrende Holztür, die auf die Bethlehemgasse hinausführte, ließ sie sperrangelweit offen, so eilig hatte sie es fortzukommen. Vom kleinen Hans war nichts mehr zu sehen, er hatte sich hinter dem Holzstoß verkrümelt, denn wenn Mütterlein Schreiner ein paar Kreuzer verdient

hatte, lief sie schnurstracks die paar Meter zum »Gasthaus zum Schwarzen Bären« am Griesplatz, und wenn sie dann sternhagelvoll war, war niemand mehr vor ihr sicher. Am allerwenigsten aber der kleine Hans.

Unter Halsabschneidern

Einige Wochen waren vergangen und das seit Tagen anhaltende schlechte Wetter machte den Bewohnern von Graz schwer zu schaffen. Man schrieb das Jahr 1886 und die Stadt florierte. Die Eisenbahn karnte Gäste aus dem In- und Ausland heran und Alois Daniel fragte sich in eben diesem Jahr, ob ein Hotel neben dem Hauptbahnhof nicht eine ertragreiche Idee wäre. Er setzte sie in die Tat um und verdiente sich damit eine schöne Stange Geld. In Geidorf lebten die reichen Leute in ihren prächtigen herrschaftlichen Häusern und an der Universität begann der Philosoph und Psychologe Alexius Meinong im gerade beginnenden Wintersemester seine sogenannten experimental-psychologischen Übungen abzuhalten. Die Psyche des Menschen und spiritistische Zirkel, die die Geister der Verstorbenen ins Diesseits riefen, waren auch in Graz groß in Mode. Das Kapital regierte ohne Rücksicht auf Verluste und die Schar der Arbeiter mehrte das Vermögen derjenigen, die es sich leisten konnten, schön, satt und ein kleines bisschen exzentrisch zu sein.

Weniger nobel ging es am rechten Murufer zu. Vor allem der Gries und die Gegend um den Sigmundstadl nahe dem

Volksgarten, der erst im Jahr 1875, also im selben Jahr wie der Stadtpark, eröffnet worden war, galten als verrufen. Hier ballten sich nicht nur die Armen, auch das Gesindel hatte sich eingenistet. Eine windschiefe Keusche reihte sich an die nächste, Scharen verwaarloster Kinder spielten im Dreck und aßen, was sie unter die Finger bekamen. Wenn sie etwas älter wurden – was hier meist nicht der Fall war –, schlossen sie sich zu Banden zusammen und gerieten, wie das Amen im Gebet, auf die schiefe Bahn.

Im Moment spielte auch das Wetter verrückt. In den letzten Jahren war es um diese Jahreszeit noch leidlich warm gewesen, im Moment aber war es viel zu kühl, es schüttete wie aus Eimern und eine unangenehme Feuchtigkeit kroch unter das Gewand und in die entferntesten Ritzen aller Häuser. Egal ob jung oder alt, arm oder reich, alle klagten darüber, dass Petrus die Schleusen des Himmelstores so gar nicht mehr schließen wollte. Im Bezirk Geidorf wurde gepflegt darüber konversiert, dass die Sonne fehle, um die letzten Blumen des Jahres in den Gärten und Gewächshäusern gedeihen zu lassen. »Womit werden wir uns schmücken, wenn unser großer Tag kommt«, fragten die Debütantinnen mit großen Augen und schüttelten traurig ihre reizenden Köpfchen.

Am rechten Murofer hatten die Menschen ihre eigenen Probleme. Der Pegel der Mur stieg und stieg und damit die Furcht vor dem Hochwasser. Wild war der Grazer Stadfluss bereits geworden, tückisch und reißend. Vor Jahrzehnten, so wusste man von den längst verstorbenen Großeltern, war die Mur über die Ufer getreten und hatte großen Schaden angerichtet. Im Juni 1827 war das gewesen. Die

Murvorstadt, Lend, Gries und die Altstadt bis hinein zum Hauptplatz waren unter Wasser gestanden. In den Fluten trieben Trümmer, Hausrat, Tiere und ein paar Leichen. So wie der Magistrat von Graz, der die verschimmelten Akten des Stadtarchivs in den Fluten entsorgte, waren auch andere nicht faul gewesen, ihre Spuren im Jahrhunderthochwasser verschwinden zu lassen. Selbst die Hauptbrücke und die hölzerne Neue oder auch Untere Brücke, die 1786, als die Jakominivorstadt errichtet worden war, erbaut wurde, fielen damals der Flut zum Opfer. Bereits zwei Jahre nach der Katastrophe war abermals eine Brücke errichtet worden, die die Verbindung vom Gries hinüber in die Innere Stadt wieder herstellte. Seit zwei Jahren trug sie nun den Namen des berühmten Feldmarschalls Radetzky. Johann Josef Wenzel Anton Franz Karl Graf Radetzky von Radetz, wie er mit vollem Namen hieß, hatte großen Anteil daran gehabt, dass Napoleon zurückgeschlagen wurde, und jede Grazerin und jeder Grazer kannte den Marsch, den Johann Strauß ihm zu Ehren komponiert hatte.

Der griesgrämige Flößer von der Schiffgasse, der gerade in sicherer Entfernung zu den wogenden Wellen stand, spuckte kräftig durch seine braunen Zähne aus, schüttelte missbilligend den Kopf und brummte: »Keine zehn Pferde bringen mich bei diesem Wetter dazu, über den Fluss zu setzen. Komme, wer da wolle!« Am Griesplatz sammelte sich das Wasser zwischen den Steinen, die den Platz notdürftig pflasterten, und drohte bereits, sie zu überschwemmen. Die sogenannten »Griesnockerl« stammten ursprünglich aus der Mur und waren vom Fluss selbst glatt und rund geschliffen worden. Viele Bewohner des Griesviertels, das nach eben diesen Steinen benannt wurde, wären froh

gewesen, wenn ein derart großes Nockerl in ihrer Suppe geschwommen wäre. Ein essbares natürlich, davon gab es in der Gegend nicht viele und wenn, dann waren sie klein und aus Mehl, weil das billiger war und man haushalten musste.

In der Bethlehemgasse unweit des städtischen Siechenhauses, beim Haus der alten Schreinerin, sah es beinahe noch trostloser aus als überall sonst. Der Regen tropfte ohne Unterlass vom Dach und fiel in eine Regentonne, die schon lange voll und deshalb übergelaufen war. Kleine Rinnsale kämpften sich seitlich an ihr herab und folgten der Maserung des Holzes in undurchschaubaren Windungen. Am Boden hatte sich eine große Lache gebildet, die das Erdreich nicht mehr aufnehmen konnte, weil so viel Wasser vom Himmel gefallen war. Menschlicher und tierischer Unrat dümpelte darin, es lohnte nicht, genauer hinzusehen, es sei denn, man wollte seinen Magen durch die Speiseröhre entleeren.

Wer in diesem Teil der Stadt Graz wohnte, der sich über etliche winkelige Gassen entlang des rechten Murufers zog, oder auch nur kurzfristig Unterschlupf suchte, hatte aller Wahrscheinlichkeit nach Dreck am Stecken. Kleine Huren und alte Vettel, die man als vermeintliche Hexen von ihrem Platz hinter dem Ofen vertrieben hatte, lungerten hier herum. Zumindest wenn das Wetter trocken war, sie selbst waren es selten, denn Alkohol und Tränen beherrschten ihr kümmerliches Dasein. Daneben lauerten Diebe in dunklen Hofeinfahrten und versteckten sich vor den Gendarmen. Tagüber war ihnen das Pflaster zu heiß, zu viele saßen bereits im ehemaligen Jagdschloss Karlau ein. Erbaut von Erzherzog Karl II. von Innerösterreich, war es immer

wieder erweitert worden und umfasste inzwischen bereits drei Stockwerke.

Was waren das für Zeiten gewesen, als das Rathaus Sitz der Hauptwache gewesen war und im dritten Stock die Gefangenen gehaust hatten! Mit Blick auf den Pranger, der stets gut besetzt gewesen war. Nach wie vor aber war den finsternen Gestalten ihre heile Haut doch am liebsten und so schlichen sie erst mit Einbruch der Dämmerung in die ergiebigeren Gegenden. Viele hatten ihr Handwerk von der Pike auf gelernt, es waren aber auch entlaufene Diener darunter, die manch feinen Herrn um sein Hab und Gut erleichtert oder dies zumindest versucht hatten. Und natürlich waren hier im Viertel die Halsabschneider zu finden, über die sich keiner etwas zu sagen getraute, der noch recht bei Trost war und friedlich in seinem Bett sterben wollte, was in den genannten Gassen ohnehin selten genug vorkam.

Unter all diesem Gesindel aber, das sich in den beengenden Verhältnissen breit gemacht hatte, hausten die Engelmacherinnen – und Antonia Schreiner war eine von ihnen. Die Frauen dieses Gewerbes – sie selbst bezeichneten sich als Hebammen – genossen ein wenig Ehrfurcht in der verufenen Gegend, was zu einem guten Teil daran lag, dass sie selbst vornehme Damen dazu veranlassten, hierher zu kommen. So watete manche von Krämpfen geschüttelte Lady in feinstem Schuhwerk von ihrer Kutsche durch den Unrat, um sich der Frucht ihrer Leidenschaft zu entledigen, weitab vom ehrenwerten Teil der Stadt, die alles erlaubte außer Bastarde, und seien sie noch so niedlich. Die Diebe freuten sich über diese Besucherinnen. »Es gibt kaum

eine günstigere Gelegenheit«, brachten sie ihren Kindern frühzeitig bei, »um etwas abzustauben!« Wenn dann eine der geschwächten Schönen blutleer zurück zur Kutsche wankte, von der ein mit Geld zum Schweigen verpflichteter Kutscher pflichtschuldig all die gierigen Hände ferngehalten hatte, wurde ihr behutsam ein schön besticktes Tuch oder eine ebensolche Börse aus der Tasche gezogen. Irgendwas blieb stets an den klebrigen Fingern der Beutelschneider hängen. Der zweite Grund aber war, dass die Engelmacherinnen den Tod noch früher als alle anderen bringen konnten. Wer durch ihre Hände ging, dessen Lebensfaden lag zumeist schon im Mund der Faden abbeißenen Parze Morta, noch ehe der erste Schrei aus der kleinen Kehle gedrungen war. Von Mythologie wusste man im Gries natürlich nichts, das blutige Handwerk der Engelmacherinnen flößte jedoch Respekt ein und das war etwas, worauf man stolz sein konnte. Sogar unter Halsabschneidern.

Huren und Engelmacherinnen hatte es – naturgemäß nicht nur in diesen heruntergekommenen Gassen, sondern auch andernorts – schon immer gegeben. Die einen kümmernten sich um die Triebe der Menschen, die anderen um deren Früchte, so war es seit alters her und niemand verschwendete auch nur einen Gedanken daran, das zu ändern. Manche der Engelmacherinnen hatten ihr Handwerk von der Mutter erlernt, die es früh verstand, Mitgefühl und Liebe im Herzen ihrer Tochter zu ersticken. »Denn«, so sagten sie, »wenn du dich nicht um dich selbst scherst, landest du in der Gosse.« Nur zu bald übten sie ihren Beruf aus wie jede andere auch, denn wer zu viel Herz hatte, verreckte daran. Geld musste beschafft werden und das war nicht möglich, wenn man die Kleinen mästete und nicht laufend

Kostplätze frei wurden. Wohin sollte man die Kinder auch schicken? In die Hauptstadt Wien? Oder zu den Schönen, die in den besseren Vierteln von Graz in ehrbaren Verhältnissen lebten und sicherlich weiterhin dort bleiben wollten? Es gab überall wenig Arbeit und zu viele knurrende Mägen, daher war es für die Damen der mehr oder minder geheimen Zunft auch eine Frage der Ehre, hungrige Mäuler frühzeitig zu stopfen, und das am besten gleich für immer.

Die Engelmacherinnen waren, was sie selbst betraf, äußerst vorsichtig mit der Liebe. Da sie Erfahrung hatten im Umgang mit den Übeln dieser Welt oder dem, was zu einem Übel gemacht wurde, woran der Staat seinen gar nicht geringen Anteil hatte, überlegten sie es sich zumeist drei Mal, bevor sie einen Freier erhörten. Natürlich gab es das eine oder andere Mittel, das die unerwünschte Frucht eines kurzweiligen Vergnügens daran hindern konnte, sich einzunisten, aber sicher war keines davon, das wussten sie von den Erzählungen der Mütter, die bei ihnen unter schier unerträglichen Schmerzen auf dem Stroh kreisten. Da sie bereits genug gesehen hatten, beschlossen gar nicht wenige, Jungfern zu bleiben und als solche ihr Leben zu beschließen. Das ersparte nicht nur Schmerzen und Ärger, es erleichterte es auch ungemein, über all jene zu schimpfen, die nicht so enthaltsam gewesen waren, denn wer die Süße eines Kusses nie geschmeckt hat, dessen Gedanken bleiben frei von Sehnsüchten und Gelüsten dieser Art.

Daneben aber gab es unter ihnen auch Frauen, die selbst Mütter waren oder wurden. Sie dachten gar nicht daran, sich ihre Männer unter dem erstbesten Gesindel auszusuchen. »Handwerk hat goldenen Boden«, raunten sie sich

gegenseitig zu und legten beizeiten etwas Geld zurück. Manch einer auf Freiersfüßen war dann froh, eine solche Bettgenossin zu finden, weil die dralle Kaufmannstochter, auf die er eigentlich sein Auge geworfen hatten, unerreichbar war. An wen der Mann dann dachte, wenn es nächstens zur Sache ging, war einerlei und auch die Engelmacherinnen heirateten nicht aus Liebe, sondern aus Kalkül und wollten das Vergnügen mit gesicherten Verhältnissen verbinden. Ihre Männer verschlossen pflichtschuldig die Augen und Ohren vor dem, was ihre Weiber sonst so taten, und lebten gar nicht einmal schlecht, bis Gott sie auf die eine oder andere Weise zu sich berief.

Die alte Schreinerin

Antonia Schreiner war eine von diesen klugen, aber berechnenden Frauen. Schon um etliches über ihre besten Jahre hinaus, sah sie weitaus älter aus, als sie eigentlich war. Das brachte das harte Leben mit sich, aber wenn man ehrlich sein wollte, musste man zugeben, dass sie nie besonders ansehnlich gewesen war. Über ihre Qualitäten hätte nur ihr Ehemann Auskunft geben können, aber der war – wie ihr erster übrigens auch – schon lange nicht mehr dazu in der Lage. Sein blanker Schädel ruhte unter einem kleinen Grabstein, der keinen Namen trug, aber um Klassen besser war als ein einfaches Holzkreuz, das so schnell verwittert, dass der eingekerbte Name schon nicht mehr lesbar ist, wenn es umsinkt, um in der Erde zu verrotten. Was die Witwe allerdings nicht wusste, war, dass der Totengräber

des evangelischen Friedhofs von St. Peter ein Meister im heimlichen Umbetten war.

Gleich neben dem katholischen Friedhof, der bereits 1787 angelegt worden war, war im Herbst 1856 der romantische Waldfriedhof eingeweiht worden. Baumgruppen und verschlungene Pfade luden zu Spaziergängen ein und dazu, Zwiesprache mit den lieben Verstorbenen zu halten. Den Totengräber ließ die Schönheit dieses Ortes völlig kalt. Wenn er in der Erde grub, murmelte er ständig vor sich hin, und was er da von sich gab, hätte die Haare jedes guten Christen auf der Stelle weiß werden lassen. »Eine ausgemachte Sauerei ist das, ihr Halunken, ihr Lumpengesindel«, maulte er im Rhythmus seines Spatens, den er wütend im strömenden Regen in die Erde stieß. Es wurde nun einmal – und das bei jedem Wetter – mit ebenso großer Inbrunst gestorben wie gelebt und so brauchte Friedrich Dienauer ständig Platz für neue Gräber in dem eng umfriedeten Acker, der sein Reich war. »Dann müsst ihr halt zusammenrücken«, brummte er und ein freudloses Lächeln ließ die wenigen Zahnstummel sehen, die er noch im Mund trug. Und so geschah es, dass sich manch einer unversehens in einer Grube wiederfand, in welcher der findige Totengräber still und heimlich all jene vereinigte, die einem weiteren Begräbnis im Wege standen oder besser lagen. Dass so auch ehemalige Todfeinde ihr ewiges Lager teilen mussten, war ihm herzlich egal. Er war so abgestumpft, dass selbst Heerscharen von unzufriedenen Geistern ihm sein unchristliches Handwerk nicht hätten legen können.

Begräbnisse waren nun einmal an der Tagesordnung und der Tod kam schnell in Zeiten wie diesen. Selbst wenn dem stummen Gevatter jemand mit Nachdruck auf die Sprün-

ge half, verschloss jedermann Augen und Ohren, denn man hatte seine eigenen Probleme. Was kümmerte einen da die blauschwarze Zunge einer jungen Frau, die am Vortag noch äußerst lebendig gewesen war, oder der schauerlich verrenkte Hals eines alten Mannes, der angeblich in seinem Bett vom Herrgott heimberufen worden war? Mit einem Seufzer wischte sich Friedrich Dienauer über die Stirn, langte in seine Jackentasche nach einer kleinen Flasche, entkorkte sie und nahm einen ordentlichen Schluck. »Auf euch«, prostete er in Richtung der Grabstätten, »immerhin spendiert ihr mir den Schnaps, wenn ihr schon sonst zu nichts nütze seid!«

All das ging an Mütterlein Schreiner unbeachtet vorüber, obwohl sie sonst doch recht bewandert war in Dingen, die man vor dem Herrgott besser verbarg. Sie war eine zumindest nach außen hin einigermaßen ehrenwerte Frau, nicht schlechter als ihre Berufsgenossinnen auch, und sie erfreute sich eines Rufes, der besagte, dass sie schon immer sehr geschickte Hände gehabt hatte. Dazu hielt das Mütterlein eine Menge aus, kein Wunder, hatte sie doch als Mädchen ihre Mutter gepflegt, die der Typhus wirt im Kopf gemacht hatte und gewalttätig dazu. Richtiggehend froh war sie gewesen, als die Alte endlich ihre Augen für immer schloss. Da hieß es für sie zwar fort aus Graz nach Wien zu einer Tante, die so gar nicht nach ihrem Geschmack war, aber schon bald fand Antonia in einem älteren Mann, der Frischfleisch liebte, einen geeigneten Gatten.

Die junge Frau hatte zunächst das ehrbare Handwerk einer Krankenschwester erlernt, bis eine Hebamme sie in jene Kunst einführte, die Mütterlein Schreiner schließlich zur Blüte bringen sollte. Die Unterweisung dauerte nur kurz,

denn ihre Lehrmeisterin musste Fersengeld geben, da ihr die Gendarmen schon hinterher waren. Für das Mütterlein aber hatte diese Zeitspanne gereicht und sie hatte mit beinahe beängstigender Geschwindigkeit erfasst, wie man sich selbst bereichern konnte, ohne dabei an Ansehen zu verlieren.

Gerade eben schüttelte die alte Schreinerin ihren Kopf und zupfte mit den gichtig gewordenen Fingern an den wenigen Haarsträhnen, die noch unter ihrer Haube hervorlugten. Sie ärgerte sich, dass sie beinahe kahl war, aber außer ihr und ihren beiden Töchtern wusste das niemand, vielleicht ein oder zwei der Bälger, die gerade als Kostgänger bei ihr hausten. Deren Mütter bezahlten sie dafür, dass sie sich um sie kümmerte, und versprachen stets hoch und heilig, dass sie die Kleinen bald zu sich nach Hause holen würden. Die Realität sah dann meist anders aus. Der Alten entfuhr ein hämisches Kichern, denn die Bälger hatten bei ihr nichts zu melden und lebten meist auch nicht lange genug, um zu begreifen, dass sie nicht nur äußerlich zum Fürchten aussah. Etwas dazu sagen konnten sie ohnehin nicht. »Was macht das schon aus«, murmelte sie vor sich hin, »wichtig ist, dass man ein guter Mensch ist, wie der Pfarrer in der Kirche sagt!« Und dass sie einer war, das glaubte sie felsenfest. Wie sehr sie die Predigten genoss und dabei die Gesichter der jungen Frauen beobachtete, die betreten oder höchst zufrieden wirkten, je nachdem ob die Trägerin hübsch oder hässlich war! »Schönheit ist eine Sünde, ja, eine Todsünde, wenn sie gar Wollust erregt, und da möge Gott vor sein!«, geiferte der evangelische Pfarrer am Sonntag mit seiner schrillen Stimme von der Kanzel herab und lugte dabei in den einen oder anderen Ausschnitt, den er von oben am besten in Augenschein nehmen konnte.

Man hörte doch allerlei, was die Frauenzimmer so trieben, sei es innerhalb oder außerhalb ihres Bettes. »Schamlos und verdorben sind sie alle«, dachte die Alte und spuckte einen dicken Batzen Schleim auf den Boden. Wie sehr, das wusste Antonia Schreiner nur zu gut, denn davon lebte sie und das fühlte sie, wenn sie ihre Finger tief in jene Körperöffnung bohrte, die den Mannsbildern die wichtigste an einer Frau zu sein schien. Verstehen konnte sie das bis heute nicht, obwohl sie auch schon von anderen widernatürlichen Vergnügungen gehört hatte, aber als rechtschaffene Frau kümmerte sie sich nicht darum. Sie widmete sich voller Inbrunst jenen, die der Hilfe bedurften, ganz besonders den armen Kindern. Sagte nicht der Herrgott selbst: »Lasset die Kindlein zu mir kommen?« Daran hielt Mütterlein Schreiner sich, das hatte sie sich zur Lebensaufgabe gemacht. Immerhin konnte der liebe Gott damit doch nichts anderes meinen, als dass er die Kleinen im Himmel erwartete. Je früher, desto lieber.

Das Blumenmädchen

Unweit von Mütterlein Schreiners Haus, das diesen Namen eigentlich gar nicht verdiente, denn es hatte, seit ihr Mann nicht mehr unter den Lebenden weilte, einiges an Stabilität verloren, wohnte ein Mädchen von bemerkenswerter Schönheit. Wie lange diese vorhalten würde, war fraglich. Drei, vier, fünf oder mehr Geburten würden das rasch ändern. Im Moment aber war Marie mit ihren vierzehn Jahren noch frisch und rosig, ihr Gemüt heiter, ihre

Seele rein, was in einer Gegend wie dieser an sich schon bemerkenswert war. Sie war mit gutem Grund der Stolz ihrer Eltern, die selbst einmal in einem weitaus besseren Viertel der Stadt Graz gelebt hatten, aber unglückliche Geschäfte – oder besser gesagt: ein betrügerischer Geschäftspartner, der mit dem gemeinschaftlichen Barvermögen durchgebrannt war – trieben die Familie Pichler in den Ruin.

So hatte man sich mit den letzten Resten an Hab und Gut in der Dreihackengasse nahe der ältesten Mühle von Graz, der Rösselmühle, niedergelassen. »Schon anno 1270 wurde hier Mehl gemahlen«, sagte der Pfarrer der Welschen Kirche, als er sie als neue Mitglieder in seiner Gemeinde besuchen kam. Als er jedoch erfuhr, dass sie wie andere im Gries evangelisch waren, erlosch sein Interesse schlagartig. Die Familie dem katholischen Glauben zuzuführen, dazu fühlte er sich zu alt und behäbig. Mochte ihre Seele doch zum Teufel gehen. »Ich habe alle Hände voll zu tun mit den störrischen Eselinnen und Eseln, die in meine Kirche kommen«, dachte sich der Seelenhirte, zuckte mit den Schultern und überließ die Neuankömmlinge sich selbst. Der Rösselmüller, der im Gries etwas zu sagen hatte, begrüßte die Familie höchstpersönlich. Er war ein behäbiger Mann, der nicht gerade geizig, aber auch nicht allzu freigiebig war. Er spendete seinen Obolus; wenn man sich aber auch nur ein wenig Mehl borgen wollte, zeigt er sein wahres, knausriges Gesicht. Das Ehepaar Pichler und Marie fühlten sich in ihrer neuen Umgebung jedenfalls nach wie vor fremd. Die Nachbarn mussten sich auch erst an eine Familie gewöhnen, die so gute Manieren an den Tag legte, dass allen der Mund offen stehen blieb. »Was soll das höffliche Gehabe«, raunte man einander zu. Der alte Leinwanddrucker lachte

laut auf und lästerte, wenn die Pichler-Frauen ihre Bettwäsche zur Mur trugen, um sie zu waschen, und die sauberen Laken dann an der Leine im Wind flatterten. »Diese maßlos übertriebene Sauberkeit! Wo kommen wir denn da hin? Es macht nur krank, wenn man sich so viel wäscht!«

Die Familie Pichler war hier aber nicht weniger willkommen als anderswo auch, jedenfalls versuchte sie, das Beste aus ihrer misslichen Lage zu machen. Der Vater suchte sich Arbeit unten am Fluss oder brachte zumindest ein paar kleine Fische für ein dürftiges Mahl mit nach Hause, die Mutter wusch auch die Wäsche fremder Leute und Marie ging jeden Morgen auf den Hauptplatz, um am Fuße des Erzherzog-Johann-Brunnens kleine Sträuße aus Wiesenblumen zu verkaufen. Dieses beeindruckende Monument stand erst seit acht Jahren hier und war bereits zu einem beliebten Treffpunkt der Bevölkerung geworden. Immerhin hatte der Erzherzog sehr viel für sein Land und seine Steirerinnen und Steirer getan. Dass er jetzt den Grazer Stadttauben als Landeplatz diente, kümmerte ihn kaum. Gleichmütig blickte er vor sich hin und nahm offensichtlich keine Notiz vom regen Treiben ringsumher.

Antonia Schreiner, die gerne durch ihr Viertel strich, um mit ihren bösen Augen nach Leid und Not Ausschau zu halten, woran sie sich ergötzte, sah das Mädchen gern. Aus irgendeinem Grund sah sie sich selbst in Marie, was schon rein äußerlich mehr als lächerlich war. Immerhin traf sie die Familie jeden Sonntag im Bethaus am Kaiser-Josef-Platz, den die Alte immer noch Holzplatz nannte, wie er seit alters her geheißen hatte. Aber vor sieben Jahren hatte es sich der Magistrat in den Kopf gesetzt, den Namen zu ändern, und

die Bewohner der Stadt mussten sich danach richten. Beim Kirchengang jedenfalls grüßte man sich stets mit einem Nicken, das im Laufe der Zeit beinahe freundschaftlich wurde.

Naturgemäß wurde Marie begehrt. Wo immer sie ging, stand oder saß, klebten die Blicke der Männer wie Fliegen an ihr. Auch auf dem Weg zur Kirche wisperte man über sie und manch kecker junger Bursche wettete mit seinen Freunden, dass er ihr Herz und eine Liebesnacht mit ihr gewinnen würde. Auf Heirat waren sie weniger aus, denn dass die Familie Pichler von der Hand in den Mund lebte, war nur allzu bekannt. Marie bemerkte von all dem nichts, denn ihr Herz gehörte bereits einem jungen Mann, der es jeden Tag höher schlagen ließ, wenn er an ihr vorüberging. Zunächst hatte er die kleine Blumenverkäuferin nicht beachtet, die ihre hübsch gebundenen Wiesenblumensträuße feilbot, aber mit der Zeit fiel sie ihm doch auf. Irgendwann war er dann das erste Mal beim Brunnen stehen geblieben. »Einen schönen guten Morgen, Jungfer«, sprach er sie an und wirkte reichlich erstaunt, als sie mit wohlgesetzten Worten zu antworten wusste. Ihre Schönheit war ihm bereits aufgefallen, ihr Anstand und ihre offensichtliche Unschuld überzeugten ihn dann restlos. Schließlich kam er in immer kürzeren Abständen vorbei und bald jeden Tag, um Marie einen ihrer Sträuße abzukaufen.

Marie fand schnell heraus, dass er ein Kaufmannssohn war, denn auf dem Markt kannte jeder jeden und eine ältere Frau, die es gut mit ihr meinte und Marie warnen wollte, klärte sie auf: »Werner ist erst kürzlich aus Deutschland zurück. Dort hat er in einem großen Kantor den letzten Schliff bekommen. Augsburg heißt die Stadt, hab ich

gehört. Lass dich nicht mit ihm ein, der heiratet sicher niemanden unter seinem Stand!« Werners schwarze Locken und blaue Augen hatten Marie jedoch bereits bezaubert und er war ebenso hingerissen von dem Mädchen. Möglichst unauffällig betrachtete er ihre rötlich-blonden Zöpfe, die sanft geschwungenen Brauen über ihren Mandelaugen und den kleinen, wohlgeformten Mund. Wie gerne hätte er sie ins Haus seiner Eltern gebeten, aber er wusste, dass diese ihm niemals ihren Segen geben würden. Er war zu Größerem bestimmt, eine reiche deutsche Kaufmannstochter sollte es sein und keine andere.

Werner mochte dem Mädchen keine falschen Hoffnungen machen, aber trotzdem zog es ihn immer wieder zu ihr. Er wollte sie sehen, und zwar von Tag zu Tag mit größerer Sehnsucht. Einen guten Anlass bot ihm, den Ausbau des klassizistischen Rathauses zu verfolgen. Seit 1869 wurde hier fleißig gezimmert und gewerkelt, im kommenden Jahr sollte die Grundsteinlegung für die neuen Teile des Gebäudes erfolgen. Marie wartete ebenfalls mit immer größerer Sehnsucht auf den jungen Mann. Sie versuchte ihr Haar zu bändigen, auch wenn es sich bald wieder zu kringeln begann und das Wasser es nur kurz niederhalten konnte. »Schade, dass ich nichts anderes habe, um mich zu schmücken, als ein paar Blumen«, dachte sie. Aber wenn sie es auch kurz bedauerte, so setzten ihre Gedanken ohnehin aus, wenn Werner des Weges kam. Ihr Herz schlug so wild in ihrer Brust, dass es entweder zerspringen oder aus ihrem Hals fahren musste, und in ihrem Bauch flatterten plötzlich unzählige Schmetterlinge.

Wenn ihre Blicke sich trafen, schien die Zeit still zu stehen, die Geräusche ringsum verstummten oder rückten

in weite Ferne und die beiden hatten nur Augen füreinander. Wer jemals verliebt war, weiß, dass sie füreinander bestimmt waren, große Liebende unter ganz gewöhnlichen Menschen, aber durch den Unterschied an Besitz dazu verdammt, auf ewig zu hoffen und niemals begehren zu dürfen. Marie glaubte in ihrer Naivität daran, dass die Liebe alle Grenzen überwinden würde, auch Werner wollte hoffen, aber da er älter war, wusste er tief in seinem Inneren, dass er dazu verpflichtet war, ein ungeliebtes Mädchen zu heiraten, während sein Herz an Marie hängen würde, bis es auf ewig verstummte.

Krötengebein und ein krummer Schneider

Hätte Mütterlein Schreiner all das gehaut, wäre sie aus dem Lachen nicht herausgekommen. Wobei ihr Lachen alles andere als ansteckend war, dazu sah es zu gruselig aus, wenn ihre dunklen Zahnstummel aus dem offenen Mund ragten. Mit etwas Fantasie erinnerte dieser Anblick an den Schlund der Hölle und manch eine der Hilfesuchenden war schon vor der greinenden Alten zurückgezuckt, wenn diese mit ihren krummen Fingern über einen prallen Bauch strich, der in Kürze gebären würde. Antonia Schreiner lachte nämlich am liebsten, wenn andere zu Schaden kamen, ihnen ein Unglück widerfuhr oder jemand Schmerzen hatte. Da ihre Kundinnen vor Angst und Pein meist nicht mehr klar denken konnten, schoben sie jede Erinnerung dieser Art von sich, verdrängten sie oder vergaßen sie über den Qualen der Geburt. Eine unerfüllbare Liebe wäre jedenfalls

ein gefundenes Fressen für die Alte gewesen. Wie jene Menschen, die Kinder nicht ausstehen können und dabei ganz vergessen, dass auch sie selbst einmal welche waren, brachte sie keinerlei Verständnis dafür auf.

Dabei hatte auch das Mütterlein einstmals einen Mann geliebt, so sie überhaupt zu Gefühlen wie diesen fähig war. Das war noch vor ihrer Zeit als Engelmacherin gewesen, über die keiner mehr Bescheid wusste, weil viele Menschen, die sie früher gekannt hatten, längst unter der Erde lagen. Andere hatten kein Interesse mehr an der alten Geschichte, denn nur allzu gern vergisst man Dinge, die einen selbst nicht betreffen. Trotz ihres Äußeren, das sie selbst als gefällig einschätzte, so gut wie alle anderen aber als unerfreulich betrachteten, hatte Mütterlein ihr Auge anno dazumal auf einen schmucken Fleischergesellen geworfen. Auf einen jungen Mann, der der Schwarm aller Mädchen war und dazu ein wirklich hübscher Bursche. Darauf bildete er sich aber auch allerhand ein und so ließ er jedes Mädchen abblitzen, das nicht besonders schön oder zumindest dementsprechend reich war.

Er hielt sich für etwas Besseres und prahlte nicht selten: »Ich will aus dem Vollen schöpfen, meine Auserwählte soll meine Augen erfreuen und der Geldbeutel ihres Vaters mein Herz vor Freude hüpfen lassen!« Das waren alles andere als gute Voraussetzungen für die unansehnliche Antonia. Für sie hieß es, ihrer Sehnsucht zu entsagen oder zu Mitteln zu greifen, die nicht ganz lauter waren. Sie entschied sich für Letzteres und fragte herum, bis sie auf eine verwehrte Vettel traf, die ihr den Weg wies. »Draußen im Wald, in der Ragnitz«, krächzte die Alte, »wohnt eine weise Frau, die

bei allerlei Wehwehchen Rat weiß. Man sagt, dass sie auch Liebestränke brauen kann.« Dann setzte sie noch mit einem zahnlosen Grinsen hinzu: »Aber nimm dich in Acht, sie ist eine Hexe. Sie frisst Kinder und junge Mädchen wie dich!«

Und so hatte sich das Mütterlein auf den weiten Weg gemacht. Ihr war bange gewesen und jedes Geräusch ließ sie zusammenfahren. Finster war es im Wald, der Wind strich durch die Bäume und überall raschelte es im Unterholz. Mit etwas Pech, und davon hatte sie von Anbeginn reichlich abbekommen, war ein tollwütiger Fuchs in der Nähe oder gar ein Mörder. Aber die damals noch junge Antonia wagte sich trotzdem zu der Hexe: Für ihre Liebe und eine Zukunft in den Armen ihres Auserwählten trotzte sie jeder Gefahr. Irgendwo in der Ferne heulte ein Hund oder Wolf, ein anderer antwortete und die Schritte der Verliebten wurden immer schneller. Das letzte Stück rannte sie mit hochgerafften Röcken und so lief sie der gruseligen Alten geradewegs in die Arme.

»Nanu«, meinte diese, »was haben wir denn da?« Das Wort »Hübsches« schluckte sie schnell hinunter, denn Antonia war nun einmal keine Augenweide. Rein äußerlich blieben sich die beiden nichts schuldig. Trotzdem oder gerade deshalb gab sich die angebliche Hexe besonders viel Mühe mit dem gewünschten Liebestränk. Sie war gerade dabei gewesen, Holz zu holen, und entfachte die nur mehr sacht glimmende Glut in ihrem mächtigen Ofen erneut. Schon bald prasselte ein lustiges Feuer unter dem großen Kochtopf, in den die Alte die Ingredienzien des Gebräus warf. Es waren größtenteils getrocknete Kräuter, aber auch ein Knöchelchen war darunter und ganz gewiss der glitschige

Schenkel einer Kröte. »Siehst du, wie die Blasen aufsteigen«, fragte die alte Frau und rührte mit einer Schöpfkelle um. »Das wird gewiss ein kräftiger Trank. Der junge Mann wird vor lauter Liebe platzen!« Sie lachte ein kehliges Lachen und ihr Schatten, den das Feuer an die Wand warf, tanzte gespenstisch durch die kleine Hütte.

Antonia hielt sich in gehörigem Abstand, aber sie wich und wankte nicht. Die beiden Münzen, die sie sich vom Munde abgespart hatte, hatte sie bereits aus ihrem Busen genestelt und hielt sie krampfhaft in der Faust. Die alte Frau vor dem Kochtopf glich tatsächlich einer Hexe, aber der Zweck heiligte die Mittel und so nahm die Verliebte all ihren Mut zusammen, hob den Blick und beobachtete genau, was da vor sich ging. Sie musterte die Tiegel und Kräuter, die auf Borden standen oder herunterhingen, sie suchte vergebens nach einer schwarzen Katze, und rasch erfassten ihre Augen mancherlei, das sie noch nie gesehen hatte und was ihr äußerst seltsam vorkam.

Die Alte widmete sich derweil voll und ganz ihrem Geschäft. Anteil an den Hilfesuchenden zu nehmen, hatte sie sich schon lange abgewöhnt. Woran zu einem guten Teil ihre Besucher selbst die Schuld trugen, da sie die Alte verleugneten, sobald sie ihrer anderswo als im Wald begegneten. So rührte sie in ihrem Gebräu und fügte noch etwas aus einer Dose hinzu, auf deren Deckel seltsame Zeichen eingraviert waren. »Wenn dieser Trank Erfolg bringt, ist er mein Meisterwerk«, murmelte sie so leise vor sich hin, dass Antonia sie nicht verstand. Das Feuer knisterte auch zu laut und die junge Frau war abgelenkt von all den ungewöhnlichen Dingen, mit denen die Hütte vollgestopft war. Die Alte hatte übrigens

recht, dieser Trank war unbestritten die Krönung all ihrer Bemühungen, Liebende und Nicht-Liebende zu verbinden. Vorsichtig legte sie der jungen Frau schließlich ein kleines Fläschchen in die Hände, nahm den geforderten Obolus an sich und wünschte ausnahmsweise Glück, denn das konnte diese Hilfesuchende ganz gewiss brauchen.

Wer nun glaubt, der Liebestrank habe seine Schuldigkeit getan, der irrt. So etwas passiert nur im Märchen, die Wirklichkeit sieht leider anders aus. Antonia Schreiner gelang es zwar, den Inhalt des Fläschchens in den Bierkrug des jungen Fleischers zu mengen, denn sie wusste etwas über die Schankmaid, was dieser äußerst peinlich war, aber die Wirkung entfaltete sich nicht oder aber falsch, vielleicht wurden durch einen unglücklichen Zufall auch die Krüge vertauscht, jedenfalls verliebte sich an diesem Abend ein kleiner, krummer, aber herzensguter Schneider in die junge Frau. Er sollte ihr nicht mehr von der Seite weichen und fiel ihr ziemlich lästig, denn sie mochte weder die Wiesenblumen, die er auf ihre Fensterbank legte, noch sein schiefes Lächeln, obwohl er schöne Zähne hatte. Seine bewundernden Blicke prallten an ihr ab und dadurch stieß sie den einzigen Mann, dem sie tatsächlich begehrenswert und vielleicht sogar ein bisschen schön erschien, von sich.

So war es bei Mütterlein Schreiner mit der Liebe gewesen und wahrscheinlich bei vielen anderen auch, egal ob sie blond oder braunhaarig, hübsch oder unansehnlich, groß oder klein, nett oder widerwärtig waren. Die Liebe fällt dorthin, wo sie mag, und keiner kann über sie bestimmen. Menschen, die wirklich lieben können, und das nicht nur für jetzt und die nächsten drei Jahre, sind selten, und

kaum jemand kämpft für sein Glück. Die meisten geben auf, nehmen, was kommt, und leben dahin, bis sie sterben. Der Schneider aber, der das junge Mütterlein Schreiner aufs Korn genommen hatte, war von anderer Art, von jener, die wirklich lieben kann. Von wem er das geerbt oder gelernt hatte, weiß man nicht, aber es war nun einmal so, und wie ein krummbeiniger Romeo jagte er hinter seiner – erschreckend unansehnlichen – Julia her.

Mütterlein Schreiner dachte selten an ihn, außer ab und zu mit Genugtuung, denn er hatte sie trotz allem nicht bekommen. »Warum sollte ich einen derart hässlichen Mann nehmen, wenn mir der Schönste verwehrt blieb!«, war ihre Überzeugung. Vielleicht hätte der Schneider letztlich doch gewonnen und sie glücklich gemacht, aber dazu sollte es nicht kommen, denn der harte Winter raffte ihn und die große Liebe, die er im Herzen trug und an eine Unwürdige verschwendet hatte, hinweg. Zu kümmerlich war seine Gesundheit gewesen, zu schwach sein Leib, ganz anders als seine Gedanken, die groß waren und weit.

Widerwillig schüttelte Antonia Schreiner ihr Haupt: »Was sind das nur für krude Gedanken, die mir heute durch den Kopf gehen?« Der Schneider hatte seinen Teil bekommen und der hübsche Fleischer dazu. Sie kicherte, und genau dieses Lachen war es, das so manche in den heruntergekommenen Gassen rund um ihr Haus das Gruseln gelehrt hatte. Man hütete sich seit Jahren wohl, das Mütterlein zu kränken, aber der Fleischerbursche war – jedenfalls damals – unvorsichtig gewesen und hatte sie allzu grob missachtet. Er fand zwar seine Schöne, aber glücklich werden sollte er nicht. Sie gebar ihm nach angemessener

Zeit ein hübsches Mädchen, das gleich nach der Geburt verstarb. Auch seinem Sohn erging es nicht besser, und als schließlich das dritte Kind sein kurzes Leben aushauchte, wurde die junge Mutter trübsinnig und fand erst Ruhe, als sie aufgequollen in der Mur trieb. Der Kummer über ihre drei toten Kinder hatte ihr den Verstand geraubt und schließlich auch das Leben.

Ihr schöner Mann verlor alle Farbe aus dem Gesicht, er weinte viel und die Leute tuschelten, weil er sich immer öfter wunderlich benahm. Er welkte dahin, wurde fahrig und ungeschickt – was bei seinem Beruf denkbar ungünstig war – und starb früher, als es nötig gewesen wäre. Der Fleischer war einfach zu eitel gewesen und dazu noch so dumm, dass er Antonia, die er so schwer beleidigt hatte, zu den Geburten in sein Haus geholt hatte. »Er hatte mich längst vergessen«, dachte Mütterlein Schreiner und der alte Ärger kam wieder in ihr hoch. Dabei, aber das ahnte sie nicht, hatte er sie ohnehin nie eines Blickes gewürdigt. Für Antonia aber ergab sich gerade deshalb die Gelegenheit, die alte Schmach ein für alle Mal zu tilgen und ein bisschen Schicksal zu spielen. Und weil ihr dies so vortrefflich gelungen war, beschloss sie, auch weiterhin über Leben und Tod zu herrschen. Hier auf Erden war niemand klug genug, ihr das Handwerk zu legen, davon war sie felsenfest überzeugt. Und was im Jenseits geschah und wie sie sich dort reinwaschen konnte, das würde sie sehen, wenn es an der Zeit war. »Ich bin ja nicht auf den Kopf gefallen«, sagte sie sich stolz. Ihr würde überall etwas einfallen, hier wie dort, und das war gut so.

Autorinnenfoto: © Marija Kanžaj

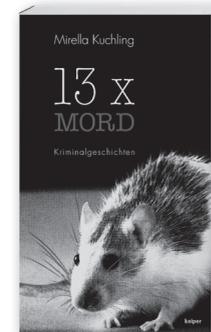


Mirella Kuchling, Verfasserin der erfolgreichen Frauenzimmer-Trilogie (edition keiper, 2011–2013), mordet seit ihrer Teilnahme am 1. Fine Crime Festival in Graz leidenschaftlich. Natürlich nur auf dem Papier. Mit *13 x Mord* legte sie 2018 ihre erste Sammlung von Geschichten

rund um Mord und Totschlag vor. Im Band *Mörderische Frauenzimmer*, 2023, erweckte die Autorin historische Kriminalfälle zu neuem Leben. Im vorliegenden Roman wird der Grazer Bezirk Gries zum Mittelpunkt eines regionalen Krimis.

Mehr Infos über die Autorin unter www.mirella-kuchling.at

Mörderisches von Mirella Kuchling in der edition keiper:



13 x Mord
Kriminalgeschichten
978-3-902901-86-6



**Mörderische
Frauenzimmer**
Kriminalgeschichten
978-3-903322-84-4

